NACHKLÄNGE AUS BUKAREST

Aus den letzten Tagen Bukarests vor seinem Fall.

Von Adolf Zimmermann.

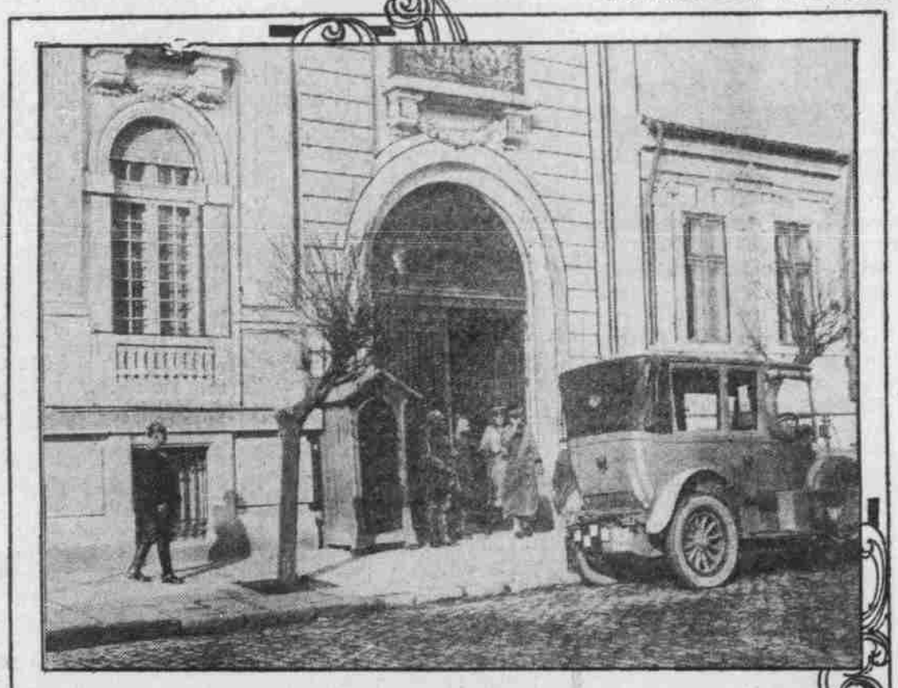
Der 24 November war für die Bukarester ein Tag hoher Freude. Eine Siegesbotschaft war eingetroffen. Die über Targu Jiu vordringenden deutschen Truppen waren zwischen dieser Stadt und Crajowo angeblich entscheidend geschlagen, die List des rumänischen Generalstabes, sie in die Ebene zu locken und sie dann an den Gebirgswall zurückzuwerfen und an ihm zu zerquetschen, schien nun auch der Masse der Eindringlinge gegenüber so gut wie gelungen, wie sie schon vorher einem Kavalleriekorps, dem Vortrupp, gegenüber, zu einem glänzenden Erfolg geführt haben sollte. Hatte damals die rumänische Armee sich nach ihrem amtlichen Tagesbericht mit 1500 Gefangenen begnügen müssen, so waren es diesmal nicht weniger wie 30,000. Allerdings — die Bestätigung fehlte noch. Doch die Fahnen hingen aus, jubelnde Massen durchzogen das Stadtinnere und — selbstverständlich — kein Mensch verstand auf einmal auch nur ein Wort Deutsch. Da, am Beginn des Nachmittags, liefen Polizeibeamte herum und forderten die Entfernung der Fahnen. Noch sei es nicht ganz so weit, wie das Gerücht so bestimmt es aufgetreten war, hatte wissen wollen. Man solle die amtliche Bekanntmachung abwarten. Sie erschien erst anderen Tags — und war ein glattes Dementi der Siegespost! Die Kriegspartei suchte die Sache zu erklären. General Dragabino, von dem man viel erwartet hatte, sei geblieben — was übrigens richtig war —, und man veranlaßte das Nötige zur Einschränkung des Jubels Man habe auch erst 7000 Gefangene gezählt es würden aber ohne Zweifel beträchtlich mehr, und der Kriegsminister wolle den der ersten Siegespost entsprechenden Erfolg abwarten. Da verbreitete sich die merkwürdige Nachricht, daß die Gesandten mit Ausnahme des holländischen und des amerikanischen, die Stadt verließen und nach Jassy abreisten. Noch wußte man nicht, daß in Wahrheit Crajowo bereits vor zwei Tagen gefallen war; doch liefen nunmehr ungünstige Gerüchte in wachsendem Umfang um. Und dann — im Handumdrehen — war plötzlich eine regelrechte Panik da. Flüchtige Soldaten trafen ein, und ebenso Leute vom Lande in Masse. Beide bestätigten bereitwilligst, hatten es sogar mit eigenen Augen gesehen, was man ja schon immer gewußt hatte, daß nämlich die Deutschen Frauen und Kinder, genau so, wie es von den Bulgaren bekannt war, lebendigen Leibes entzwei sägten. Ein Teil der Bürgerschaft lachte heimlich über solche Räubergeschichten; viele aber entsetzten sich. Und diese Deutschen waren nun im Anrücken, und der militärische Schutz der Hauptstadt wurde zusehends immer dünner. Auf den Dächern, auf den Trittbrettern der Züge suchten die Aengstlichen, die fliehen wollten, Platz. Vor allen Dingen brachte sich in Sicherheit, wer an Hetze zum Krieg teilgenommen hatte. Eine Menge schwerer Unfälle waren die Folge des ungeheuren Andranges. Man las von damals an täglich Anzeigen in den Blättern, wie die folgende: „Auf der Fahrt nach Jassy aus dem Zuge gefallener unbekannter Knabe von drei Jahren befindet sich in dem und dem Hospital. Die Angehörigen wollen sich melden." Oder: „Eines von zwei Automobilen, in denen die Familie soundso geflüchtet ist, ist mit Kinderfrau, drei Kindern und Gepäck unterwegs spurlos verloren gegangen. Nachricht wird erbeten da und da." Auf der amerikanischen Gesandtschaft erschien in Tränen eine Offiziersfrau mit zwei Kindern. Sie sei mit ihrem Manne aus Tulcea in der Dobrudscha von den Bulgaren im Wagen geflüchtet. Von ihren fünf Kindern seien drei unterwegs infolge Erkältung gestorben. Die Leichen hätten sie unbeerdigt zurücklassen müssen, da sie sonst in Gefahr geraten wären, abgeschnitten zu werden. Jetzt seien sie hier, und nun reiße auch hier alles aus. Ihr Mann sei verschwunden und halte sich wahrscheinlich vor den neuen Feinden versteckt. Sie könne nicht weiter, fürchte für sich und ihre beiden überlebenden Kleinen, und bitte, als Amerikanerin von Geburt um Schutz, falls die Deutschen kämen. Vom 1. Dezember an wurden Fahrkarten nur noch zu Zügen ausgegeben, die erst in einigen Tagen abgehen sollten. Zuletzt wurde der Fahrkartenverkauf bis auf weiteres ganz eingestellt. Nun begann die Flucht über die Landstraßen. Bei dem sehr ungünstigen Wetter sind namentlich Kinder ihr Opfer geworden. Der Abfluß von Flüchtlingen war weit größer, als das Bild der Hauptstraßen heute erkennen läßt. An 200,000 Menschen sollen in diesen Tagen, arm und reich, ihr Heil in der Entfernung Hals über Kopf gesucht haben. In der Tat sieht genau so, wie vorher auf dem Lande, ein großer Teil der Wohnungen verschlossen leer. Wie nahe die Deutschen bereits waren, wußte man freilich auch damals noch nicht. Noch war der König da — auch noch, als dann die Bekanntmachung an den Straßenecken erschien, nach der der Einzug der kaiserlich-deutschen Truppen unmittelbar bevorstehe. Sie enthielt die Aufforderung, die Bevölkerung solle sich vernünftig benehmen, da die Deutschen gastliche Gegner seien, und sie wirkte trotz allem, was vorangegangen war, noch immer wie eine kalte Dusche. Auch an den Kriegsrat unter Beteiligung des russischen Generals dessen Truppe in letzter Minute ein Gastspiel gab, hat der König noch teilgenommen. Gleich darauf war auch er nach Jassy abgereist. Es wird sogar behauptet, daß er um ein Haar in unsere Hände gefallen wäre. Die Proklamation, in der zu Vernunft und Besonnenheit aufgefordert wurde, soll auf seine Veranlassung erschienen sein. Welchen Empfang dann die Deutschen der Hauptstadt und der deutschfreundlich gesinnte Teil der sonstigen Bevölkerung Bukarests unseren Truppen bei deren Einmarsch bereitet hat, ist bereits bekannt.

Wie Bukarest fiel.

Als erste deutsche Truppe, die in Bukarest eindrang, wurde gleich nach dem Fall der Stadt ein elsässisches Regiment der Armee Falkenhayn genannt. Tatsächlich ist aber eine Kompagnie Stettiner Grenadiere von derselben Armee noch um eine kleine Länge vor den Elsässern durchs Ziel gegangen. Es war die erste des Regiments, und sie hatte schon vorher im Kampfe um den Bahnhof von Chitila nordwestlich der Stadt gleich jenseits der Fortlinie und die neben jener gelegene Zuckerfabrik die entscheidende Rolle gespielt. Um 4 Uhr morgens war der Befehl gekommen, um 4½ Uhr ging es durch Nacht und Nebel vorwärts, und um 7 Uhr, als es eben hell wurde, war die erste Arbeit getan und der Bahnhof genommen. Ein Bataillon Rumänen hatte darin gelegen. Dann wandte sich die Kompagnie gegen das Dorf — durch einen Bach hindurch und durch einen 10 Meter breiten Sumpf, in dem die Leute bis zum Knie einsanken. Maschinengewehre hämmerten; als die Pommern mit Hurra draufgingen, liefen die Rumänen. Wieder ein Stück vorwärts stießen sie auf stärkere feindliche Abteilungen. Deutsche Artillerie funkte ein paar Mal hinüber, auch die des Gegners meldete sich. Die Pommern verschossen sich. Ein Radfahrer-Bataillon schloß sich ihnen an und brachte Munition, die Schwesternkompagnien verlängerten nach der einen Seite die Front, die Elsässer weiter draußen nach der andern. So ging es vorwärts. Die erste Kompagnie aber immer voran. Das benachbarte Fort, das laut Befehl auch noch zu stürmen gewesen wäre, war bereits erledigt, das Reiter vom Korps Schmettow, die abgesessn waren, besorgt. Im Laufe des Vormittags war man auf diese Weise über die Fortlinie, die laut Befehl eigentlich ein „Bis hierher und nicht weiter"-hatte bilden sollen, immer weiter hinaus gekommen. Die Truppe war eben wieder einmal nach vorne durchgegangen. Zum Glück hatte es nicht allzuviel Blut gekostet. Schwerer hatte der Gegner seinen letzten Widerstand bezahlen müssen.

Hinter der Zuckerfabrik, in der es nebenbei an beschlagnehmbarer Ware zur Freude der Armee-Intendanten nicht mangelte, dann auch in allerlei Mulden der Gegend hatten unterdessen höhere Stäbe gelegn. Ihre Autos flitzten, nun es klar war, daß die Nachhut des Feindes endgültig hatte weichen müssen, nach vorn, zu sehen, wie es in der Stadt aussah. Schnell genug waren sie über das Schritt für Schritt der Schützenlinien, so schnell es auch damit vorwärts ging hinaus. Zuletzt vorüber auch an den Pommern, Kompagnie 1, obgleich die immer noch ganz vorne waren. Solche Fahrten sind nicht ungefährlich. Man wußte zwar diesmal nach dem vorwiegend infanteristischen Widerstand von vorher, daß die Masse des Feindes abgezogen sein und die Stadt geräumt haben würde, daß man also gegen Nachhuten gekämpft hatte, die jetzt abgetan waren und nun ihrerseits suchen würden, sich so schnell wie möglich durch die Stadt zum anderen Tor hinaus in Sicherheit zu bringen. Aber schließlich, wer hat es schriftlich, daß es wirklich so ist? Alles im Wagen liegt auf dem Lug aus. Ein altes Weib reißt aus und wirft kreischend die Gartentür hinter sich zu. Ein kleiner Junge schreit „Bulgaren"; er heult und will weg, aber seine Mutter rüttelt ihn und hält ihn fest und winkt mit der Hand. Vorn geht eine rumänische Patrouille. Sie drehen sich um. Werden sie schießen? Nein! Sie rennen hinter einem elektrischen Straßenbahnwagen her, der eine Seitengasse hineinfährt, und quetschen sich schleunigst hinauf. Denn die Straßenbahn verkehrt auch in der Stunde des feindlichen Einmarsches. Eine Kompagnie rumänischer Pioniere sieht das Auto mit den fremden Uniformen, macht kehrt, Laufschritt marsch-marsch und versucht, so noch schnell aus dem Netz zu entschlüpfen, das sich ringsum zusammengezogen hat und bereits angehoben wird. Und dann kommen Leute gelaufen, die Blumen werfen und „Hoch Deutschland" rufen. „Ihr seid unsere Erlöser, unsere Exretter! Herzlich willkommen!" Für viele von ihnen hat sich erst jetzt der Kerker der Verwahrungshaft geöffnet. Frauen und Mädchen hängen sich an die Soldaten, als später die Truppe einzieht. Die erste Kompagnie der Stettiner Grenadiere marschiert auf dem Schloßhof auf und bezieht dort die Wache. „Stillgestanden!" Hauptmann v. Dewitz tritt vor die Front. „Seine Majestät der Kaiser: Hurra, hurra, hurra!" Die Menge drängt sich vor dem Gitter des Vorhofes. Sie schwatzt und lacht mit den Grenadieren, die hoheitsvoll von drinnen aus die Huldigungen entgegennehmen, und reicht ihnen Blumen zu. Gegen 3 Uhr erfährt Hauptmann v. Dewitz, daß der abrücken, von der Donau-Armee aus abgelöst werden und die Stadt verlassen soll. Denn deren Besetzung soll nunmehr der Donau-Armee zufallen. Gerade da ertönen die Calea Victoriei, die Friedrichstraße Bukarests, herab, neue Hurras! Blumen fliegen, Tücher wehen. „Mackensen kommt!" Der Generalissimus fährt im Auto beim Schloß vor und besichtigt dabei die Wache. Nein! Die Ehre soll den Grenadieren doch gegönnt sein. Sie waren nun einmal dort die ersten, erst beim Sturm und dann beim Einmarsch. Mackensen widerruft den Abmarschbefehl ,und d. Dewitz bleibt, wird sogar bis zum anderen Tage Stadtkommandant. Seine Kompagnie soll das Schloß von Cotroceni, das Generalstabsgebäude, das Auswärtige Amt, das Ministerium des Innern und das Staatsarchiv mit besetzen. Dann rücken die ersten Truppenteile der Donau-Armee in Butarest, darunter Bulgaren und Türken, ein.

MACKENSEN VERLÄSST DIE EVANG. KIRCHE IN BUKAREST



DER FELDMARSCHALL IN BUKAREST

RESIDENZ DES FELDMARSCHALLS MACKENSEN IN BUKAREST

Konstantinopel — Bukarest.

Von Hans Vorst.

10. Dezember 1916.

Als der deutsche Reichskanzler am 9. November erklärte, aus zuverlässiger Quelle zu wissen, daß England und Frankreich bereits im Jahre 1915 Rußland die territoriale Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen zugesichert hätten, gab es immer noch manche Zweifler. Denn es fiel schwer zu glauben, daß die beiden Westmächte darein gewilligt haben sollten, einen so gefährlichen Nebenbuhler sich für alle Zeiten an der Küste des Mittelmeeres festsetzen zu lassen. Später ist das Bestehen dieses Abkommens durch die Reden Trepows und Bosellis bestätigt worden, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß unmittelbar darauf die beiden englischen Staatsmänner, die die Verantwortung für sein Zustandekommen tragen, Asquith und Grey, zurückgetreten sind.

Im englischen Parlament waren schon mehrfach besorgte Anfragen wegen der Meerengen an die Regierung gerichtet worden, die darüber ein verlegenes Schweigen breitete. Und es war sehr klug, daß die englischen und französischen Staatsmänner bisher ihre Pläne dadurch zu verbergen suchten, daß sie im wesentlichen mit negativen Kriegszielen hervortraten. Denn das sind die einzigen, die der Entente auf die Dauer gemeinsam sein können. Ueber die mancherlei Reibungsflächen, die innerhalb des Verbandes, namentlich aber zwischen England und Rußland bestehen, ist an dieser Stelle schon geschrieben worden, und es kann uns nur recht sein, wenn sie sich vergrößern. Bismarck war überzeugt, daß es unweigerlich zu „Frittionen" mit den Mittelmeermächten kommen müsse wenn Rußland sich, und sei es auch nur diplomatisch, in Konstantinopel festsetzte. So sehr das Abkommen von 1915 auch an die Geschichte vom Fell des Bären erinnert, so zeigen sich doch schon jetzt deutliche Anzeichen dieser „Frittionen". Aus England hallt es nach Petersburg zurück, daß in Zukunft für den internationalen Verkehr „die absolute Freiheit der Dardanellen" gesichert sein müsse, von der Trepow kein Wort gesagt hatte. Philip Snowden, der Führer der Unabhängigen Arbeiterpartei, erklärte sich schon vorher im „Labour Leader", wenn die Angaben des Reichskanzlers wahr seien, so möge das Land entscheiden, ob es fortfahren wolle, Gut und Blut für die russische Angriffspolitik zu opfern und neue Gebiete unter russischen Despotismus zu bringen". Es liegt auf der Hand, daß die Verwirklichung des neuen Abkommens für die Partei der Kriegsgegner, die schon bisher beständig im Wachsen war, in England, Frankreich und Italien neuen Anhang werben muß. Die Kritik, die die kriegsfromme „Humanité" an der Rede Trepows übte, weist ebenso darauf hin, wie das Verhalten der italienischen Kammer, als Modigliani erklärte, „daß der Weltkrieg nur dem Imperialismus Englands und Rußlands zuzuschreiben sei, damit England und Rußland den Orient und Afrika unter sich teilen können; und darum soll Italien verbluten und sich ruinieren." In Rußland selbst ist man sich völlig klar darüber, daß die russischen Absichten auf Konstantinopel nichts weniger als geeignet sind, in Rumänien und Griechenland Begeisterung zu erwecken. Und auch in den nicht direkt beteiligten neutralen Ländern hat, nach den vorliegenden Preßstimmen, das Abkommen schon jetzt einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht und wird weiter dazu beitragen, die Sympathien zu untergraben, deren sich die Entente bei ihnen bisher erfreute.

In Rußland ist, nach den Erklärungen Trepows, eine sehr auffallende Stille eingetreten, die gewiß nichts Gutes bedeuten kann. Anscheinend ist der Widerhall, den die Rede des neuen Premiers gefunden hat, wiederum der Zensur verfallen. In der inneren Politik konnte er, wie erwähnt, auf keinen Beifall rechnen, und er mag gehofft haben, durch seine unvorsichtigen Mitteilungen über die Meerengenfrage seine Stellung zu befestigen. Der Eintritt der Türkei in den Krieg war ja von den russischen Chauvinisten direkt als ein „Glücksfall" bezeichnet worden, weil er die Lösung der „historischen Aufgaben" Rußlands am Schwarzen Meer ermöglichen sollte. Das Eingreifen Bulgariens begegnete schon keinem Enthusiasmus mehr, obgleich es doch, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, den russischen Armeen den Landweg nach Konstantinopel eröffnete. Alle Hoffnungen dagegen knüpften sich an den rumänischen Ueberfall. Und wenn die Mitteilungen Trepows die erwartete Wirkung verfehlen, so liegt das zum nicht geringen Teil daran, daß die Zentralmächte bereits die wirksamste Antwort darauf durch die Einnahme Bukarests erteilen konnten. Es liegt eine Ironie des Schicksals darin, daß die Truppen Mackensens die Donau an derselben Stelle überschritten haben, die im Jahre 1877 die russische Armee für ihren Weg nach Konstantinopel gewählt hatte.

Wo die Macht entscheidet, pflegt die Vernunft nur eine bescheidene Rolle zu spielen. Der Verzicht auf ihre „historischen Aufgaben" muß den Russen natürlich zunächst durch die Notwendigkeit plausibel gemacht werden. Ich bin aber der Meinung, daß sie sich sehr bald endgültig damit abfinden werden, und zwar aus ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse. Dieser Verzicht bereitet sich unverkennbar schon seit langem vor. Daß die panslawistische Lehre, die Konstantinopel aus kulturellen und nationalen Gründen als notwendige Ergänzung Rußlands forderte, längst aufgegeben ist, habe ich früher erwähnt. Es bleibt also nur noch das wirtschaftliche Bedürfnis nach dem freien Ausgang ins Mittelmeer. Aber es ist bezeichnend, daß selbst während dieses Krieges in Rußland eine lebhafte Agitation dagegen entfaltet worden ist, dieses Ziel durch die Besetzung der Meerengen und Konstantinopel zu erreichen. Ich nenne nur die Namen Strelzjow und Suchanow.

In wirtschaftlicher Beziehung, meinen die Vertreter dieser Ansicht, werde der Vorteil, den Rußland aus dem Besitz der Meerengen ziehen könnte, sehr überschätzt. Denn im Frieden seien die Meerengen schon jetzt für die Handelsschiffahrt frei gewesen. Im Krieg aber könnte der russische Export gerade so leicht unterbunden werden, selbst wenn Rußland die Dardanellen in seinem Besitz hätte, und der „freie Ausgang ins Mittelmeer" könnte auch dann nur durch eine starke Flotte gesichert werden. Abgesehen davon, daß Rußland in absehbarer Zeit aus finanziellen Gründen nicht daran denken könne, seine Kriegsflotte zu vermehren, werde es aber, wegen der großen Entfernungen, die seine Häfen voneinander trennen, nie in der Lage sein, in dieser Hinsicht mit anderen günstiger gelegenen Staaten gleichen Schritt zu halten.

Anderseits graut es vielen besonnenen Köpfen in Rußland schon jetzt vor den unberechenbaren Schwierigkeiten, die der Besitz der Meerengen in militärisch-politischer Beziehung im Gefolge haben müßte. Die für die Zukunft unausbleiblichen „Frittionen" selbst mit solchen Staaten, die jetzt ihr Einverständnis erklärt hätten, spielen dabei keine geringere Rolle als die Befürchtung daß Rußland durch den Besitz Konstantinopels in immer neue, unabsehbare Abenteuer hineingezogen werden könnte. Fordern doch russische Imperialisten, wie Arktur, schon jetzt, daß Konstantinopel keine „überseeische Kolonie" bleiben dürfe, sondern durch die Annexion von ganz Armenien und Anatolien mit Rußland territorial verbunden werden müsse. Wer sich erinnert, wie allgemein sich in der russischen Oeffentlichkeit die Einsicht durchgesetzt hatte, daß Rußland seiner ganzen Kraft notwendig im Innern bedarf, der wird verstehen, daß derartige Pläne dort keineswegs ungeteilten Beifall finden. Es erheben sich natürlich gewichtige Stimmen, die grundsätzlich solche Erweiterungen an Gebiet und an Millionen völlig fremder, mohammedanischer Bevölkerung für eine neue gefährliche Schwächung des Reiches erklären.

Solche besonnene Warnungen würden natürlich in einer Zeit, die den Macht- und Raubinstinkten so günstig ist, wie die unsere, wirkungslos verhallen, wenn Rußland die Kraft hätte, seine abenteuerlichen Eroberungspläne zu verwirklichen. Aber es ist übereilt, zu glauben, Rußland würde sie von seinem Streben nach Konstantinopel lassen, auch wenn es jetzt notgedrungen darauf verzichten muß. Diese Theorie, die bei uns vielfach vertreten ist, vergißt, daß auch die deutschen jahrhundertelang nach Rom gestrebt und dennoch darauf verzichtet haben. Auf die Dauer können die Phrasen von den „historischen Aufgaben" gegen die Wahrheit der erwähnten Argumente nicht aufkommen. Denn es ist eine Tatsache, daß Rußland durch den Besitz der Meerengen keinen „freien Ausgang" nach dem Mittelmeer erhalten und sich nur neue unermeßliche Schwierigkeiten bereiten würde. Gleichzeitig weisen zwingende Umstände Rußland auf den einzigen Weg, auf dem es wirklich seinen freien Ausgang nach Süden erlangen kann. Es ist derselbe Weg, der jetzt von allen führenden Staaten Europas als der Weg der Zukunft anerkannt worden ist. Denn wie die Dinge liegen, kann für Rußland die einzige wirksame Garantie für die freie Durchfahrt durch die Meerengen nur in internationalen Sicherungen gegen den Ausbruch neuer Kriege bestehen.

Diese Tatsache ist um so gewichtiger, als sie in einer Richtung liegt, nach der die russische Entwicklung schon aus allgemeinen Gründen notwendigerweise gehen muß. Ich erinnere wieder an den Satz, den der nationalistische Publizist Menschikow während des Krieges im „Nowoje Wremja" ausgesprochen hat: „Rußland ist ein Land mit unermeßlichen kulturellen Aufgaben und braucht den Frieden mehr als alle anderen Länder der Welt." Es ist daher auch kein Zufall, daß gerade von Rußland seinerzeit die ersten offiziellen Abrüstungsvorschläge ausgegangen sind. Denn Rußland war schon längst weit weniger als die westeuropäischen Länder imstande, die ungeheuren Rüstungsausgaben zu tragen, die seine gesamte wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung hemmten. Schon vor dem Kriege ist diese Ansicht von den bedeutendsten russischen Nationalökonomen und Militärschriftstellern vertreten worden, und noch viel stärker muß sie sich nach dem Friedensschluß geltend machen, wo der Krieg die russische Wirtschaft untergraben und die Finanzen völlig zerrüttet hat.

In diesen Umständen liegt eine starke Sicherheit für den künftigen Frieden. Jetzt im Kriege wird Trepows Programm durch das Schwert, in Zukunft aber durch die Wucht der Tatsachen widerlegt werden. Denen Rußland kann seine „historischen Aufgaben" nur erreichen, ja, es kann zur Blüte nur gelangen, wenn es auf seine maßlosen Eroberungspläne verzichtet.

Die Entwürfe zu den Wandgemälden der Yperner Tuchhalle. Ein interessanter Fund ist im Nachlaß des verstorbenen Lehrers an der Dresdener Akademie, Prof. Pauwels, der gebürtiger Belgier war, gemacht worden. Es haben sich dort, der „Kunstchronik" zufolge, sechs Bilder vorgefunden, die als die Entwürfe zu den Wandgemälden in der nunmehr zerstörten Tuchhalle in Ypern erkannt worden sind. Pauwels Bilder stellen bekanntlich Szenen aus der Geschichte Yperns während des Mittelalters dar.